

Der Kleine

Autor(en): **Glauser, Fred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576158>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Kleine.

Nachdruck verboten.

Skizze von Fred Glauser, Zürich.

Dunkel ist es, und draußen regnet's. Schon halb acht. Und immer noch ist er nicht zurückgekommen. Wirklich, ich versteh ihn gar nicht. Ich bin ein alter Mann, und doch läßt er mich allein. Ein wenig Rücksicht könnte er schon auf seinen Vater nehmen. Im Grunde genommen hat er mich ja lieb. Das weiß ich ganz genau. Aber er ist eben noch jung, kaum zehn Jahre; da weiß man nicht, was man tut. Und doch ist er ja nur fort, weil er ein schlechtes Gewissen hatte. Ich habe ihm heute morgen nicht wie sonst adieu gesagt, als er in die Schule ging. Er hat gemerkt, daß ich alles weiß, und da bekam er eben Angst, ist nicht mehr nach Hause gekommen und hat mich ganz allein gelassen, ganz allein! Daß man so abhängig werden kann von den Kindern, das hätte ich auch nie geglaubt. . .

Ich muß versuchen, mir selbst zu erklären, wie alles so schnell gekommen ist. Das Unglück kommt immer sehr schnell, das ist wahr; besonders das unverschuldete. Denn ich bin ja unschuldig an der ganzen Sache. Ich habe ihn erzogen, wie man einen Sohn erziehen muß. Streng, aber gerecht. Seit einiger Zeit hatte er eine so schlechte Gewohnheit, nein, schlechte Gewohnheit ist ein zu schwacher Ausdruck: einen Hang zum Verbrecherischen. Ja, es ist so, mein Sohn, mit zehn Jahren, hat angefangen zu stehlen! Es ist einfach schrecklich, nach aller Mühe, die ich mir mit seiner Erziehung gegeben habe. Es ist wirklich kaum zu glauben. Hereditär kann es auch nicht sein; denn ich war immer die Ehrlichkeit selbst. Durch Ehrlichkeit allein hab ich mich aufgeschwungen zu dem, was ich bin. Aber nicht von mir will ich reden, sondern von ihm, der mich allein gelassen hat, allein und unglücklich. Zuerst hat er nur kleine Sachen genommen, die wenig zu bedeuten hatten. Einmal ist ein Federmesser von meinem Schreibtisch verschwunden, und das habe ich später unter seinen Sachen wiedergefunden. Natürlich habe ich nichts gesagt — wozu auch, es hätte die Sache nur schlimmer gemacht, nicht wahr? Dann hat er angefangen Geld zu stehlen. Zuerst nur wenig, ein

kleines Geldstück hie und da. Ich habe ihn dann einmal zur Rede gestellt und ordentlich geprügelt. Er hat sehr viel geweint, natürlich, wie Kinder das immer tun. Aber ich glaube nicht, daß ich zu streng gewesen bin. Man kann nie streng genug mit Kindern sein.

Und gestern abend hat meine Haushälterin ihr Portemonnaie liegen lassen. Diese dumme Person kann auch nie Ordnung lernen. Da hat er ihr halt einen Schein gestohlen, einen Fünffrankschein. Sie hat sich natürlich sofort bei mir beklagt; aber ich habe nichts gesagt, habe den Kleinen nicht zur Rede gestellt. Es tat mir zu weh. Möglich eigentlich, daß die Haushälterin gelogen hat; verlogen sind ja alle Dienstboten. Mit ihrer unangenehm kreischenden Stimme hat sie zu mir gesagt: „Herr Professor, ordentlich durchhauen sollten Sie halt den Kleinen, dann würde ihm das Stehlen schon vergehen!“ Nächstens kündige ich dieser frechen Person; was hat sich die in meine Erziehungsmethode einzumischen. Frechheit! Bei der ersten Gelegenheit . . .

Sie wird es ihm natürlich gesagt haben, so ganz schonungslos, wie diese unerzogenen Weiber immer sind, und darum hat er mich so traurig angesehen, wie er heute morgen fort ist. . .

Immer noch regnet's, und er wird frieren dort, wo er jetzt ist. Der arme Kleine! Ich bin fast sicher, daß die Frau gelogen hat. Er hat natürlich Angst bekommen, daß ich ihn wieder prügle wie das letzte Mal. Er war ja so ängstlich. Hatte etwas Weibliches an sich. Ich hätte ihn anders erziehen sollen, vielleicht. Eine Mutter hätte er gebraucht. . .

Kalt wird's hier, das Frauenzimmer hat natürlich nicht eingeheizt, wie immer. Man kann auch mit solchen Personen nie zufrieden sein, immer machen sie etwas falsch. Immer vergessen sie etwas, und wenn man dann böse wird, heißt's: „Ich habe soviel Kummer gehabt in meinem Leben!“ Kann ich da vielleicht etwas dafür? Ich habe ja auch Kummer gehabt, viel Kummer, und mache doch meine Arbeit recht. Viel Kummer, ja, viel Kum-

mer! Das ist eben so traurig an der ganzen Sache, und darum entschuldige ich den Kleinen. Warum auch meine Ella hat sterben müssen, so jung? Der Kleine war erst vier Jahre alt. Wie sie tot war, ist er in allen Zimmern herumgelaufen: „Das hat der Mama gehört, das hat der Mama gehört!“ und ich bin daneben gestanden und hab das Weinen verbissen; verbissen hab ich es eigentlich nicht, ich hätte gar nicht weinen können. In solchen Augenblicken kann man gar nicht weinen. Und dann haben ihn eben Gouvernanten erzogen. Aber die verstehen eben nichts von Erziehung. Eine wollte mich sogar heiraten. Aber ich habe an den Kleinen gedacht. Wollte ihm nicht so eine Stiefmutter geben. Hübsch war sie zwar. Und zum Dank dafür läßt er mich jetzt so allein, ganz allein, und weiß doch, daß ich niemand andern auf der Welt habe als ihn. Wenn der heimkommt, der wird was erleben!

Oder nein, ich werde ihn sehr lieb empfangen, wenn er nur wieder da wäre. Da geh ich jetzt auf und ab in meinem Zimmer, immer auf und ab, immer auf und ab. Es ist kalt, schauerlich. Und der Regen hört gar nicht auf. Ich habe nicht einmal den Mut, Licht zu machen; aber rauchen will ich, eine schwere Zigarre. Das tut gut, es wird einem gleich besser, man fühlt sich wieder Mensch. Es kommt eben alles daher, daß wir die Kinder nicht verstehen, wir Erwachsenen. Das Mein- und Deingefühl ist bei uns schon so ausgeprägt, daß wir nicht begreifen können, daß jemand stiehlt. Wahrscheinlich verstehen das Kinder gar nicht. Wer hat schon gesagt, daß Kinder und Wilde viel Gemeinsames hätten? Das ist ja gleich. Statt böse zu werden, hätte ich ihm erklären sollen, wie unsere Gesellschaft aufgebaut ist. Aber erklärt man denn einem Kinde überhaupt etwas? Die Leute würden ja lachen, wenn man ihnen ein derartiges Erziehungssystem vorschlagen würde. Mit Recht wahrscheinlich. Ich bin auch nicht so erzogen worden und bin doch etwas Rechtes geworden. Wenn seine Mutter noch gelebt hätte, alles das wäre nicht geschehen. Sie hätte ihn schon erziehen können und zeigen, was gut und böse ist. Es ihm anschaulich machen. Aber

ich kann das natürlich nicht. Wenn man täglich sieben Stunden in einer Schule unterrichten muß und außerdem noch zu arbeiten hat, dann bleibt einem keine Zeit übrig und keine Aufmerksamkeit, um sich noch mit Kindern zu beschäftigen. Wenn ihm nur nichts zugestoßen ist. Natürlich werden die Leute dann mir wieder die Schuld zuschreiben, und keiner wird mich entschuldigen. Freunde habe ich ja keine; ich habe immer allein gelebt seit dem Tode meiner Frau. Nur den Kleinen hatte ich, den Kleinen, den ich lieb hatte, den Einzigen, und der mich jetzt allein läßt. Eigentlich habe ich ihm nie gezeigt, wie lieb ich ihn habe, nur am Abend, wenn er schlafen gegangen ist; habe ich ihn geküßt. Vielleicht hätte er mehr Zärtlichkeit gebraucht. Aber verzärteln wollte ich ihn eben auch nicht. Ein Mann sollte er werden, so wie ich, der es zu etwas bringt im Leben, der nicht immer an Weiberschürzen hängt. Ich bin ja auch so von meinem Vater erzogen worden. Er war ein Bauer und wollte mich nicht studieren lassen; aber ich hatte meine Mutter. Das ist eben etwas ganz anderes. Also zu streng bin ich gewesen; das wird's wohl sein. Vielleicht hat mich Gott mit dem Kleinen strafen wollen. Meine Mutter war ja immer so fromm. Es ist lange her, seit ich zum letzten Mal in der Kirche war. Warum hat auch Gott meine Ella sterben lassen, das war eine Ungerechtigkeit. Ich bin immer rechtgläubig gewesen, habe immer nach meinem Gewissen gehandelt, streng gegen mich selbst, aber auch streng gegen andere. Wie sagt schon La Bruyère? Ein Mensch, der streng gegen sich selbst sei, könne nur durch große Willensanstrengung, durch Selbstüberwindung, glaube ich, heißt es, mild gegen andere sein. Es ist wahr, ich habe nie versucht, meine Strenge zu überwinden. Das ist jetzt die Strafe; der Kleine läßt mich allein, der Kleine.

Ich kann ihn nie anders als „den Kleinen“ nennen, und doch ist er groß. Zehn Jahre. Und so verdorben. Zu stehen! Ich verstehe ihn noch immer nicht. Aber deshalb hätte er doch nicht fortlaufen müssen. Das war dumm von ihm. Was? Ich habe wirklich geglaubt, jemand habe gelacht. Aber ich bin ja allein zu Hause.

Jetzt habe ich sogar noch Gehörhalluzinationen ...

Immer kälter wird es hier. Meine Zigarre ist auch schon fertig. Ich habe einen so schrecklichen Geschmack im Mund. Natürlich, weil ich nichts zu Mittag gegessen habe. Auf der Polizei war ich auch, um sein Verschwinden anzuzeigen. Wenn er nur käme! Ich würde ihm sicher verzeihen, ganz sicher, und zärtlich würde ich mit ihm sein. Was? Ich kann gar nicht zärtlich sein? Wer sagt das? Ach, ich bin ja allein. Nur Einbildung. Zu streng bin ich gewesen. Aber das wird sich jetzt ändern, er wird schon sehen, daß sein Vater sein bester Freund ist, sein bester Freund. Wenn ich nur wüßte, wer hier die ganze Zeit lacht. Bist du's, Ella? Oder weinst du? Ich habe ja bei dir nie gewußt, ob du lachst oder weinst; aber worüber weinst du? Ja, ich glaube, ich werde noch verrückt. Jetzt bilde ich mir gar ein, meine Frau sei im Zimmer und sie

weine, wie früher, wenn der Kleine krank gewesen ist. Ha, ha, wirklich zu komisch, solche Sinnestäuschungen zu haben. Jetzt wieder, wieder! Ja, können denn Tote weinen?

Ich will Licht anzünden. Es ist die Kälte und mein leerer Magen. Natürlich ... Jetzt hat es geklingelt. Wenn's der Kleine wäre! Ja, er ist's sicher... Nein, eine Männerstimme. Was ist los? Herrgott, was gibt's? Gefunden? So, gefunden haben sie ihn? Sie bringen ihn gleich, so, so. Aus dem See haben sie ihn gezogen. Unglücksfall natürlich, natürlich, Unglücksfall, selbstverständlich... Hier, für Ihre Mühe. Sie dürfen nichts annehmen, so, so? Sie bringen gleich seinen ... seine ... Ja, schon gut, schon gut. Guten Abend! Mein Kleiner, mein Kleiner! Ja, Ella, jetzt weinst du wieder, oder lachst du, weil er bei dir ist? So, so, du lachst. Und ich? Und ich bleibe ganz allein... Allein...

Marschtag.

Nachdruck verboten.

Skizze von Emil Wiedmer, Zürich.

Die frühe Abenddämmerung — es war Herbst — überraschte die Kompanie auf dem Marsche. Wir waren immer noch nicht am Ziel. Der Weg schien endlos, der Tag fürchterlich lang, nicht umzubringen. Dieses verfluchte Bergsträßchen: steinig, holperig, abscheulich zerfressen, zerklüftet, von heftigen Regengüssen in Schründe zerrissen. Und immer bergan, launenhaft manchmal in behäbig sanft steigenden Windungen, dann wiederum sprunghaft, in kurzen, entschlossenen, frech und steil hinankletternden Kehren. Die Riemen von Gewehr und Tornister schnitten wie Messer heißend scharf, quälend, boshaft grimmig in Schulter und Nacken. Wir stöhnten heimlich und ächzten unter der Last, krumm gebückt. Alle waren wir todmüde und hungrig. Die Gesichter von Staub und Schweiß verschmiert. Große, dicke Staubwolken glitten unter unsern Schritten weg, hinaus in die Wiesen, die unsern Marschweg zu beiden Seiten säumten. Die Füße brannten wahnsinnig; es war entsetzlich. Seit dem frühesten Morgen waren wir unterwegs, fast ohne Unterbruch. Die Mittagspause wurde unter-

schlagen. Eile ward geboten. Die kurzen Rasten allstündlich wogen leicht, Herrgott! Die Zungen waren verstummt und aller befeuernde Marschgesang weit verweht.

Aus dem Baumgeäste troffen von den flüchtenden Strahlen lechte Tropfen Sonnenschein ins Gras. Gerührt blinzelten wir seitwärts, die weißbestäubten Wimpern im schwindenden Licht. Ein Würgen, unheimlich, kroch in die Kehlen und wollte nicht weichen. Wir dachten mit Behmut, heimlichem Neid und verbissener Wut an die friedlichen, behaglichen, umsorgten Herbstabende zu Hause und ballten aufbegehrend die Fäuste. Und schlossen ergeben die Augen, trotteten im Halbschlaf, zerschlagen, unlustig, dumpf wie Tiere, weiter.

Dann schreckten wir plötzlich auf, fuhren verstört empor mit der Stirn: mit einem Mal war es Nacht geworden. Beinahe hätten wir uns gefürchtet. So rasch war es gegangen. Wie das? Mit rechten Dingen? Auch der Nebenkamerad schüttelte ungläubig, schwer und beinahe blöden Kopf. Häuser tauchten auf und blähten